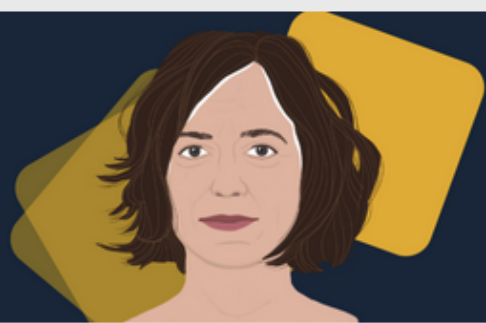


Kultur-
Briefing

von Almuth Spiegler



Schreibe ich Ihnen aus der Flughafenhalle in Heathrow, wo mein Flug zurück sich Stunde um Stunde verspätet, auf meinen Knien der Katalog der neuen Frans Hals Ausstellung in der National Gallery, in meinem Kopf all diese glänzenden Herrenschuhe und wilden Spitzenkrägen und trunkenroten Wangen? Schreibe ich Ihnen aus einer zugigen Hotellobby, in der plötzlich Wim Wenders im weiten Berlin auftaucht, der mir von seinem neuen Anselm-Kiefer-Film erzählt, wie durch Zauberhand alles, Zoom nennt man es. Schreibe ich Ihnen von einer kleinen Dachterrasse in Wien Margarethen, von der aus ich hinunterblicke auf nächtliches Treiben seltsamer Traumstädter, die sich langsam hier einfinden. „Perle“ heißt die literarische Idee einer Stadt, die sich hier für drei Tage in einem verlassenen Zinshaus manifestieren soll, drei Tage wie die drei Kapitel von Alfred Kubins Roman „Die andere Seite“, Künstlerbibel, ich würde lügen, hätte ich sie ganz gelesen, nur hineingeblättert, Sie kennen den Stoß auf meinen Nachtkästchen. „Eine unwiderstehliche Schlafsucht senkte sich auf Perle“, lese ich da. „Im Archiv brach sie aus und verbreitete sich von da über Stadt und Land. Kein Mensch konnte der Epidemie widerstehen. Wer sich eben noch seiner Frische rühmte, hatte, ehe er sich's versah, den Keim der Krankheit schon irgendwo aufgefasst.“ Schon wieder eine künstlerische (Long)-Covid-Vorahnung. Die 100 Künstler, die sich in dem Margarethener Zinshaus *Bräuhausgasse 31* noch bis Samstag auf vier Stockwerken samt pittoreskem Innenhof einnisten, unter Regie von Gerhard Fresacher, Titel „Other Island“, müssen bzw. sollen den Schlaf jedenfalls mitdenken. Sie sollen die 72 Stunden, in denen dieses Experiment, das vom Flair ein wenig an eine räumliche Parallel-Kunstmesse erinnert, nicht nur ausstellen und verkaufen, sondern auch leben und schlafen. Ich geh morgen nocheinmal hin und zähle die Augenringe.

Ja, jetzt haben Sie mich. Ich bin nicht mehr in London, aber ich war es gerade noch. Ich übernachtete auch nicht in „Perle“ oder der „Other Island“, leider. Ich sitze langweilig dort, wo ich fast immer sitze Donnerstagnacht, und gedenke Ihrer, meiner Woche und der, die da kommen mag - mit Puccinis *Trittico*-Premiere am Mittwoch in der Staatsoper, mit der Max-Oppenheimer-Ausstellung am Donnerstag im Leopold Museum, unserer Disney-Doppelseite in der Sonntags-„Presse“ zum 100-Jahr-Jubiläum (dazu empfehle ich nostalgischen Familien schwer die „Aristocats“ in der Volksoper!) und zu allem Überfluss noch der Verkündigung der Nobelpreise in Medizin, Physik und Chemie, die immer in der ersten Oktoberwoche bekannt gegeben werden. Vollmond ist übrigens auch noch.

Mein Daumennagel irritiert mich beim Schreiben, er ist orangerot lackiert. „Rusty Romance“ heißt diese Farbe, die mir in London, wo die Röcke zurzeit noch kürzer und die Hosen noch weiter sind, aufgedrängt wurde. Den Herbst und mich, ja, so könnte man uns beide beschreiben. September und Oktober sind die arbeitsreichsten Wochen im mehr oder weniger bildenden Kunstbetrieb, alles scheint auf diese Zeit zuzusteuern, die Herbstausstellung ist der Frühjahrsausstellung bei weitem überlegen an Renommee, wenigstens eine Branche, wo das Lob der Reife noch zu zählen scheint.

Also darf auch ich hier noch ein Wörtchen mitreden und empfehle daher: Erstens London mit Frans Hals und Marina Abramovic. Zweitens Wien, natürlich, immer Wien. Michelangelo und die Folgen in der Albertina, Raffaels *Sixtina*-Tapisserien im Kunsthistorischen Museum und Louise Bourgeois, die webende Mutterspinne, im Unteren Belvedere - ist das nicht wundervoll, wie das alles verwoben ist, als würde ein großer, ganz geheimer Plan die Wiener Herbstausstellungen zur konzeptuellen Kür erheben Falls Sie wenig Scheu vor genitalen Formen haben, sei Ihnen hier noch die große Retrospektive auf Renate Bertlmann ans Herz gelegt, ab heute im Belvedere 21, wir haben sie dort beim Aufbau getroffen.

Wenn ich mit 80 Jahren noch derart fokussiert bin, lasse ich es Sie hier wissen, versprochen. So schön, was Bertlmann erzählt, über die Kleidung, die ihre Mutter ihr einst kaufte und die sie nicht tragen wollte. Mit der sie aber posierte für ihre fotografischen Selbstporträts, ganz brav, adrett, und dann all diese, Verzeihung, Schwänze rundherum in dieser Ausstellung - die Mutter hätte vielleicht den Weg der Befreiung ihrer Tochter von all der Verkleidung, die wir uns schützend anlegen, verstanden.

Genug jetzt von mir, den ganzen Bildern, die mich fluten, auf denen ich, in den besten Minuten, reite wie auf Wellen. Man will dann gar nicht mehr hinunter, in kulturpolitische Untiefen wie die neue Info-Kampagne des Ministeriums, die heute startet. Angeblich, damit mehr und andere Leute ins Theater, Kino, Oper gehen: Geht einfach hin, meint sie. Illustriert von Sujets, die noch dazu aussehen, als hätte Erwin Wurm sie gemacht, hat er aber nicht. Schon eine besondere Chuzpe für eine hiesige Produktion, Gießkannen auf Köpfen balancieren lassen und Zahnbürsten in Ohren stecken wie Kopfhörer und so tun, als hätte es einen Erwin Wurm nie gegeben mit seiner Weltkarriere. Das Ganze hat dem Schöpfer der *One-Minute-Sculptures* jedenfalls nicht besonders gefallen, verrät ich Ihnen hier jetzt. Aber es bleibt die Hoffnung, die diese Kampagne auch in uns sät: „Du kannst auch anders.“ Das sollten sich vor allem ihre Schöpfer zu Herzen nehmen. Die Hoffnung nur, gebe ich zu bedenken, das haben wir gerade erst beim Lecher Philosophicum gelernt, ist noch gar nicht so lang positiv konnotiert. In der Antike lag die Hoffnung noch ganz zu unters in der Büchse der Pandora, als letzte Qual der Menschheit.

In diesem Sinn, eine hoffnungslose Woche, wünscht

Ihre Almuth Spiegler

Ihre Almuth Spiegler

almuth.spiegler@diepresse.com